

Eine Theologiestudentin auf Reisen

Als wir aus dem Flugzeug steigen, schlägt uns die trockene Hitze des Nordiraks entgegen. Auf meinem Gesicht erscheint ein breites Grinsen: Endlich wieder im Nahen Osten! Wie abgesprochen werden wir von zwei Mitarbeitern der Hilfsorganisation CAPNI (Christian Aid Program Northern Iraq) am Flughafen eingesammelt. Fix sind die beiden großen Autos beladen, die kirchliche Delegation aus zehn Studierenden verstaubt und wir düsen los - unangeschnallt und für deutsches Empfinden viel zu schnell auf den holprigen Straßen. Vor uns liegt eine Woche in diesem Minibus auf ebendiesen unebenen Straßen. Wir sind in den Nordirak gekommen um vom IS befreite Dörfer und Flüchtlingslager zu besuchen. Es gibt einen genauen Plan, doch es wird täglich nach der Sicherheitslage entschieden, was wir tatsächlich machen. Unsere Gastgeber erwarten uns im Hotel und heißen uns willkommen, in den nächsten Tagen werden wir immer Begleiter von CAPNI bei uns haben. Anders ist nicht zu gewährleisten, dass wir uns sicher über Land bewegen können. In Dohuk, wo wir die meiste Zeit untergebracht sind, gibt es aber keine Probleme. Wir bewegen uns frei in Kleingruppen, mit einer Kommilitonin gönne ich mir abends ein Eis. Wir werden zwar genau beobachtet, als Europäerinnen und Frauen fallen wir doppelt auf, doch unsicher fühlen wir uns kein Stück auf der abendlich beleuchteten Hauptverkehrsstraße. Ein beklemmendes Gefühl tritt vor allem an den Checkpoints auf, die wir auf dem Weg zu den Dörfern, die wir besuchen, passieren müssen. Wir bewegen uns rund um Mossul, das zu diesem Zeitpunkt noch vom IS besetzt ist. Schnell lernen wir die verschiedenen Uniformen und Aufnäher zu erkennen, nicht nur das irakische Militär ist hier im Einsatz, auch viele Peshmerga-Angehörige und andere kleinere Milizen beteiligen sich an der Sicherung der befreiten Dörfer. Als wir das erste Dorf besuchen, in das zaghaft Bewohner zurückkehren, werden wir schnell als Attraktion umringt und die Menschen berichten von ihren Problemen: Es gibt vor Ort kein fließend Wasser, Strom nur durch einen Generator und Hilfe von außen auch nur sehr wenig. Überhaupt wisse man nicht, wem man noch trauen könne. Diese Einstellung wird uns noch häufig begegnen. Die meisten Häuser sind teilweise eingestürzt, mit Einschusslöchern „verziert“ und tragen Graffiti, die zeigen, dass hier Christen oder Muslime lebten oder einfach nur „TNT“ - viele Häuser wurden vom IS mit Sprengsätzen präpariert. Wir werden zu zwei zerstörten Kirchen geführt, eine syrisch-orthodoxe und eine syrisch-katholische. Es ist keine Seltenheit, dass die Kirchen so nah beieinander stehen und sich auch einen kleinen Vorplatz teilen. Ein Priester ist bereit uns die Kirchen von innen zu zeigen und mit uns zu sprechen. Beide Kirchen wurden blindwütig zerstört, Kreuze heruntergeschossen und Gesichter auf Bildern - selbst von Schafen - unkenntlich gemacht. Der Priester berichtet von der „schwarzen Nacht“ der Flucht, er ist als einer der letzten wenige Stunden bevor der IS kam, geflohen. Man spürt, wie er sich immer mehr in Emotion redet, die Erlebnisse beschäftigen ihn und es gibt kaum Möglichkeit, darüber zu sprechen. Er ist der Hirte dieser Gemeinde, doch viele haben Angst zurückzukehren. Für uns ist Christenverfolgung ein so fernes Thema, dass wir nur mit großen Augen und Ohren zuhören und durch Aufmerksamkeit und Anwesenheit Anteilnahme vermitteln können.

Auch in den Flüchtlingslagern beschreiben die Geflüchteten immer wieder ihre Geschichten, manche sehr ausführlich und gestikulierend, manche nur in knappen Worten. Doch jede Geschichte birgt die Schrecken des Vertrieben werdens, des Verlorenseins und des Verlustes. Viele haben Familienangehörige verloren, mussten tagelang in der Sommerhitze ohne Wasser, Nahrung oder Schutz auskommen, bis sie die sicheren Regionen des Autonomiegebiets Kurdistan erreichten. Eine Frau wird mir für immer im Gedächtnis bleiben, die erste Geflüchtete, die ich dort getroffen habe. Ich half der Medizinerin unserer Gruppe dabei, diese Frau zu untersuchen, wir waren alleine mit ihr, ohne jegliche Sprachkenntnisse, denn unser Dolmetscher hatte den Raum verlassen müssen. Ich versuchte sie zu beruhigen, da sie recht verwirrt war, doch sie sah mich nur mit diesem völlig hoffnungslosen Blick an. Ich träume heute noch, Monate später, von diesem Blick. Später fragten wir sie, ob sie Hoffnung für die Zukunft, für ihre Enkel habe. Sie sagte Nein, wie sollte sie in diesem Land Hoffnung haben? Ihr Sohn war vom IS verschleppt worden, seit Monaten hatte niemand etwas von ihm gehört, ihre Schwiegertochter war allein mit den fünf Enkeln und ohne männlichen Fürsprecher - eine prekäre Situation in einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft. Die jüngere Generation war meist etwas zuversichtlicher: Sie wollten so bald wie möglich in ihre Dörfer zurückkehren und wiederaufbauen, doch auch ihnen war klar,

dass sie dafür Hilfe brauchen würden. Große Hoffnung setzte man im allgemeinen auf das versprochene Unabhängigkeitsreferendum, das nun Ende September abgehalten wurde: Das Ergebnis war wie erwartet pro Unabhängigkeit, doch was hat es dem Nordirak gebracht? Die Konflikte mit der Regierung in Bagdad und den angrenzenden Ländern Iran und Türkei haben sich verschärft, der Flugverkehr ist stark eingeschränkt - eine wirkliche Unabhängigkeit scheint weiter entfernt als zuvor. Und je unsicherer die Lage im Nordirak ist, desto mehr Minderheiten werden nach und nach die Region verlassen - aus verständlichen Gründen. Doch der Verlust der kulturellen Vielfalt und das bisher tatsächlich gelebte Miteinander der unterschiedlichen religiösen Gruppen, der damit einhergehen würde, wäre ein massiver Verlust für die Region.

Rebekka Scheler

Erschienen ist der Bericht in der Zeitschrift Amos 2017-4